

Der Adler

Eigentlich war es ein ganz schönes Tiergehege. Zumindest keines von der ganz schrecklichen Sorte. Sauber war es, Futter gab es, und die Größe war nicht ganz klein. Und doch war keines der Tiere wirklich glücklich. Wie auch. Auch der junge Adler nicht. Ja, für ihn war ein Käfig eigentlich besonders schlimm, brauchte er doch besonders viel und weiten Raum, um seine großartigen Flügel auszuspannen und majestätisch durch die Lüfte zu gleiten. Das war in dem Vogelgehege natürlich überhaupt nicht möglich. Der Adler konnte vielleicht die Flügel etwas öffnen, das ja, aber es gab keinen Raum zum Fliegen und keinen Raum zum Gleiten. Und das war doch das, wofür ein Adler geschaffen war. Doch was wusste der junge Adler überhaupt vom Fliegen und von seiner Bestimmung? Er war hier im Vogelkäfig zur Welt gekommen und hatte nie die Weite wirklich erlebt. Und doch wusste er davon, oder es war ein Ahnen vielleicht, ein uraltes Gefühl von Größe und Schönheit. Wenn er seine weiten Flügel aufspannte und mit ihnen schlug, dann durchströmte ihn ein Kraftstrom, und manchmal, wie von selbst, hob es ihn empor, er glitt ein paar Meter durch die Luft, um dann auf einer anderen Stange zu landen und wieder unbewusst traurig tagelang hier zu verharren. „Ich bin müde von diesen kleinen Versuchen“, dachte der Adler bei sich und fraß das angebotene Futter.

Ein kleiner Junge wohnte auch auf dem Hof. Er mochte all die Tiere und ganz besonders mochte er den jungen Adler. Oft saß er lange neben dem Käfig und schaute ihm zu, sprach mit ihm, vor allem wenn der Adler seine Flügel schlug und ein wenig flog. „Jajaja, komm doch, noch ein wenig höher, du kannst das“, spornte er ihn an, doch der Adler konnte nicht sehen, was das für einen Sinn haben sollte. Da war doch der Käfig, immer und immer wieder der Käfig. Er war so müde an dem Käfig. Und war dabei, das Fliegen zu vergessen.

Eines Tages kam der Junge wieder an seinen Käfig, sprach mit ihm leise und eindringlich, und machte dann etwas Seltsames – er öffnete die Tür des Käfigs und machte sie ganz weit auf, ja er ließ sie auf und ging ein paar Schritte zur Seite. „Vater und Mutter sind weggefahren, ich bin alleine, und ich mache dir jetzt die Tür auf, damit du frei sein kannst, fliegen kannst wo auch immer du hin willst.“

Der Adler erschrak – fliegen? Wo immer er hin will? Aber wo wollte er denn hin? Und fliegen – er hat es doch noch nie wirklich probiert. Und überhaupt, was sollte er dort draußen fressen? Er schaute den Jungen an, schaute zur offenen Tür und bewegte sich keinen Millimeter. Der sprach mit eindringlicher Stimme. „Lieber Adler, auch wenn du es noch nie probiert hast - ich weiß, dass du fliegen kannst. Es wird wunderschön dort oben in der Luft sein. Die Freiheit wird dir so gut gefallen, doch du musst sie nutzen, damit sie dir gefällt.“ Und der Junge sprach weiter: „Spann doch einfach deine Flügel auf, du hast es sooft gemacht, ja genau so, noch ein Stückchen mehr, ganz weit, ja so, du kannst es, es ist fast nichts, beginn doch einfach deine Flügel auf und ab zu bewegen, ja so, es ist ganz leicht, spürst du, ganz leicht, und diese kleine Bewegung schon trägt dich bis zur Tür, siehst du?“ Der Adler war tatsächlich der Stimme des Jungen gefolgt und bis zur Tür geflogen. „Und jetzt faltest du deine Flügel ein wenig ein, damit du durch die Tür durchkommst, gut so, und jetzt kannst du ein paar Schritte machen, nur ein paar Schritte auf der Erde, eins, zwei, drei, vier, fünf Schritte, und noch zwei, dann bist du durch die Tür durch, komme doch, komm, noch einen.....“ Der Adler hörte die Stimme des Jungen, sein Bein wollte sich heben und etwas hielt ihn gleichzeitig zurück. „Ich will und ich will auch nicht – ist es das?“ fragte der Junge. Der Adler nickte stumm, ja, der Junge verstand viel. „Ich will und ich will auch nicht. Mach doch einen Schritt vor, dieses Bein soll heißen: ´ich will`, und einen Schritt zurück mit dem anderen Bein, es soll heißen: ´ich will nicht`, vor – zurück, ich will - ich will nicht - ich will - ich will nicht, hin und her, ja genau so, das mache ich auch immer, wenn ich mich nicht entscheiden kann“, sagte der Junge und seine Stimme war sanft, „und dann spüre ich, wie sich der Schritt ´ich will` anfühlt, und dann mache ich einen Schritt mit dem anderen Bein und spüre, wie sich ´ich will nicht` anfühlt.“ Und der Adler machte einen Schritt mit dem Bein

‘ich will’, es war sehr stark, es war so, als würde die ganze Kraft der Erde in ihn hineinfließen, sein Blut pulsieren lassen, sein Herz zum Pochen bringen, seinen Kopf ganz weit machen. Weite Bilder kamen, Bilder seiner Träume, und seine Flügel wollten sich weiten, aufspannen, bewegen. Und dann machte er wieder einen Schritt zurück. ‘Ich will nicht’. Wie fühlte sich das eigentlich an? Vertrauter Boden, den kannte er, es war der Boden aus dem Käfig. Seine Flügel wollten sich zusammenfallen. Andere Bilder kamen, die Bilder seines Lebens, das er bisher gelebt, aber nicht wirklich geliebt hatte, das Futter, was gegeben wird, die Gewissheit, es trocken und warm zu haben, seine Flugversuche, das Aufspannen der Flügel, und das Ende seines Fliegens, wenn er mit den Flügelspitzen an den Käfig anstieß. Die Müdigkeit, die geschlossenen Türen. Das alles spürte er auf dem Bein ‘ich will nicht’. Dann setzte er wieder das Bein ‘ich will’ und hörte die Stimme des Jungen, die ihn einfach begleitete in dem was er tat, so wohltuend, und spürte wieder die Kraft, das Weitwerden, spürte Luft unter seinen Flügeln. Und ging wieder zurück auf das Bein ‘ich will nicht’, wieder das Engwerden, das Bekannte, das Vertraute, das Enge, das Trockene, die angebotene Nahrung. ‘Ich will - ich will nicht, hin – her, her – hin, der Adler wippte wie eine Wippe hin und her, hörte die Stimme. „Genau, und jetzt wieder ‘ich will’, spüre jetzt, wie das ‘ich will’ deine Flügel aufspannt, wie Kraft in sie hineinströmt, wie sie schlagen wollen, wie sie Luft verdrängen, wie gut sich das anfühlt, ja, genau, einfach nur das, gut so, und dann spüre wieder ‘ich will nicht’, die Flügel werden wieder ganz eng, genau, klein und eng, gut so, natürlich gibt es hier Futter, und du bist trocken hier und warm, das ist so im Käfig, klar, auch gut, und dann spüre wieder ‘ich will’ und du wirst spüren, wann es für dich soweit ist, wann du bereit bist für einen weiteren Schritt, wenn das Bein ‘ich will nicht’ einen Schritt vorwärts macht und zum Bein ‘ich tue einfach’ wird. ‘Ich tue einfach’. Und bis dahin bleibe einfach dabei, du machst das ganz gut so, ich will - ich will nicht, ich will – ich will nicht...“

Wir wissen nicht genau, wann der Adler den Schritt ‘ich tue einfach’ gegangen ist und kraftvoll anfang, seine Flügel zu schlagen, die Luft für sich zu nutzen begann, die Freude erlebte, als er spürte, wie seine Flügel ihn trugen und er begann, sich von der Erde zu lösen, emporzusteigen, sich auszudehnen, seine Flügel mit dem Fliegen weiter wuchsen, das Federkleid sich wundervoll-federnd aufspannte und er begann, sich einfach tragen ließ, ohne viel Mühe, bald merkte, wie er die Wirbel und Strömungen der Luft und der Winde für sich nutzen konnte, er mühelos, wie von selbst, dahin und dorthin steuern konnte, wie hoch er fliegen konnte und wie er es anstellte, wieder auf dem Boden zu landen, wie er einen Fels ansteuern konnte, einen Unterschlupf suchen, wie köstlich aber auch der Regen sein Federkleid benetzte und ihn belebte, wie sich das Hinauf und Hinunter anfühlte, wie scharf seine Augen waren, wenn er Hunger hatte und wie leicht er Beute machen konnte, so dass er immer satt wurde, und der Käfig und das ‘ich will nicht’ immer weiter zurückblieben, in Vergessenheit gerieten und er nur noch ‘ich will’ und ‘ich tue einfach’ war .

Nein, wir wissen natürlich nicht ganz genau, wann das so gekommen war. Aber wir wissen, dass es so gekommen war und der Adler gar nicht anders konnte, als dem ‘ich will’ zu folgen.

Der Lachs

Ein Lachs war auf der Reise, immer stromaufwärts ging sein Weg. Er überwand Stromschnelle um Stromschnelle, Stein um Stein, Klippe um Klippe, sogar Wasserfälle, tosend und gewaltig. Nicht mehr lang, dachte er, ich erinnere mich ganz genau, bald werde ich mein Ziel erreicht haben, ich muss nur diesen Stein noch überspringen und jene Klippe dort noch bewältigen, dann werde ich da sein! Auf dem Hinweg war er doch hier und dort vorbeigekommen, das war ganz leicht gewesen, war es doch stromabwärts. Der Weg zurück schien um ein vielfaches länger, doch er war noch frohen Mutes, dass es bald geschafft sei und strengte sich noch mehr an, machte extra hohe Sprünge. Als er am Abend dann Pause machte und sich umsah, merkte er, dass er viel weiter weg von seinem Ziel war, als er erwartet hatte. Ja es schien sogar so zu sein, dass er weiter stromabwärts getrieben war als er heute gestartet hatte.

Wie aber konnte das sein? Er hatte sich doch so sehr angestrengt, sah sich so nah schon am Ziel. Dann muss ich morgen eben noch mehr tun, dachte er bei sich, und machte sich gleich früh auf dem Weg, sprang und machte Saltos und riesige Sprünge, schnellte pfeilschnell und elegant über Stromschnellen – doch vergeblich, am Abend war er noch weiter stromabwärts als am Tag zu vor. Das kann nicht sein, erschrak der Lachs, je mehr ich mich anstrenge, desto weiter weg strömt es mich. Was mache ich falsch?

Er hatte wohl laut gedacht, denn irgendwo aus der Tiefe kam eine Antwort. „Du nimmst dir zu viel auf einmal vor“. Ein Blubbern, ein Schmatzen „du nimmst dir zu viel auf einmal vor, willst zu große Sprünge machen, und bist dann so erschöpft, dass du gar nicht mehr merkst, wie die Strömung dich wieder mitnimmt.“ Was auch immer da sprach.

Irgendwie spürte der Lachs, dass es richtig war, doch er setzte seinen Weg trotzdem so fort, wie er es für gut hielt. Sprang auch am nächsten Tag hoch und mit aller Kraft, nur um sich noch viel weiter stromabwärts wiederzufinden. Es schien vergeblich. Der Lachs begann bitterlich zu weinen. Er musste zu seinem Ziel – doch er hatte keine Idee wie.

Da sprach es wieder zu ihm „Weine nicht, es gibt viele Wege.“ „Was auch immer du bist, nenne mir doch einen, der für mich machbar ist“, der Lachs. „Es ist ganz einfach – nimm dir nicht vor, besonders schnell und gut voranzukommen – nimm dir vielleicht einfach vor auf deinem Weg zu bleiben, vielleicht nur ein ganz klein bisschen weiterzukommen!“

In dem Lachs veränderte sich ganz sachte etwas und er probierte es am nächsten Tag aus. „Ich will überhaupt vorankommen, und wenn ich mich nur einen Millimeter zu meinem Ziel bewege, heute komme ich voran!“ So schwamm er los, machte zwei Schwimmzüge, merkte dass die Strömung hier unendlich stark war, doch schwamm er auf der Höhe, auf der er jetzt war, schnell zwischen zwei Steine, die ihn schützten. Das hatte viel Kraft gekostet, das spürte er, und so verbrachte er den restlichen Tag mit Ausruhen. Aber er war vorangekommen. Am nächsten Tag war es leichter, das Wasser war ruhiger, er konnte gemächlich gleiten und eine weite Strecke zurücklegen. Bevor es wieder stürmisch wurde, suchte er sich einen ruhigen Platz und ruhte. Auf diese Weise kam er mal ein gutes Stück, mal ein paar Millimeter voran, aber er spürte und wusste, dass er jeden Tag voran kam und damit näher an sein Ziel.

Andere Lachse überholten ihn und lachten ihn aus, doch bevor der Lachs sich dazu verleiten ließ, sich wieder zu verausgaben, erinnerte er sich an seinen Vorsatz, mit dem er so gut vorankam – „Jeden Tag komme ich ein kleines Stückchen voran!“ Und wie das stimmte! Mal

zwei Millimeter, mal 2 Meter, mal 2 Kilometer. Dann wieder zwei Nanometer. Egal. Das war ein wunderbares Gefühl, auch wenn es nicht schnell war.

Und eines Tages hatte er sein Ziel erreicht – ein wunderbarer See, ganz klar und blau und still, und nur wenige der anderen Lachse waren bereits hier angekommen. Die meisten trieben noch viel weiter stromabwärts, sie ließen sich mitreißen von den Strömungen, wollten es ganz besonders gut und schnell machen und verausgabten sich dabei. Sie waren schneller in den Stromschnellen und Wirbeln gefangen, als sie es spürten und trieben wieder zurück. Wie schade, dachte er, wie wenig er selbst bis vor kurzem und all die anderen Lachse doch über das Geheimnis des Vorankommens wussten.

Das Einseiten-Bäumchen

In einem schönen großen Garten wuchs ein kleines Bäumchen heran. Und es wuchs, wie ein Bäumchen so zu wachsen hatte – erst als kleiner Trieb, ein paar Blättchen am zarten Stängel, dann schoss er in die Höhe, nicht zuviel, so dass die **Wurzeln im selben Maß auch in die Erde** gingen, dass **Höhe und Tiefe und Breite ausgeglichen waren**, das Bäumchen sich gut halten und mit dem Wind spielen konnte. So wuchs es in der Zeit und mit der Zeit, nahm zu an Kraft, an Tiefe, an Breite, an Höhe, begann einen Ast nach hier und einen anderen nach dort wachsen zu lassen, es bekam Spaß an den vielen Richtungen, probierte sich hierhin und dorthin, drehte ein wenig, rollte sich ein, schlug wie ein Hase einen Zickzack hinein, stieß auch mal an ein Hindernis, probierte weiter zu wachsen, manchmal nahm er doch einen anderen Weg, alles in allem einfach ein wunderbar wachsender Baum.

So wuchs er prächtig vor hin, spielerisch und unbekümmert. Bis es eines Tages merkwürdig kalt war. Was war passiert? Ein Baum neben ihm war so groß geworden, dass es Schatten auf eine Hälfte von ihm warf, und dieser Teil von ihm war ganz im Dunkeln, hier war es kalt und ungemütlich. Die Ästchen hier sprachen zu sich: Da macht es gar keinen Spaß zu wachsen, wir wollen uns lieber zusammenziehen, weil es doch so kalt ist. Merkwürdig, dachte die andere Seite, ich spüre nichts davon, es ist warm wie immer, ich will weiter wachsen. Und tat das jetzt mit noch mehr Lust und Kraft, schoss übermütig in den Himmel empor. Bestärkt wurde das Bäumchen noch, wenn jemand vorbeikam und das Bäumchen beglückwünschte, es bewunderte, wie hoch es doch auf der einen Seite gewachsen sei. Keiner hatte wirklich einen Blick für die Seite, die seit langem im Schatten stand, kein Licht mehr bekam und zu wachsen aufgehört hatte. Das Bäumchen nutzte die Kraft seiner Wurzeln immer mehr für eine einzige Seite, schoss hoch hinaus und wurde ein stattlicher Einseitenbaum.

Manchmal hörte der Baum leise Stimmen. „**Wir wollen auch wachsen, nimm uns doch mit!**“ schienen die Äste und Blätter der anderen Seite zu sagen, doch der Baum kümmerte sich nicht um sie, zu groß war die Lust, zu wachsen und Bewunderung zu bekommen., und begann noch wilder und ungezügelter in alle Richtungen zu treiben und ein so dichtes Blätterdach wachsen zu lassen, dass immer mehr seiner Äste im Schatten waren und sich zusammenrollten. Vögel und Eichhörnchen freuten sich zunächst über diesen wilden Einseitenbaum, doch irgendwann wurde die Einseitigkeit des Baumes für sie zu gefährlich und sie begannen den Baum zu meiden. Sie ahnten gewiss schon, was kam, die klugen Tiere.

Es kam ein großer Sturm, der zerrte an dem Bäumchen, das nun ein hoher Einseitenbaum war, und weil viel mehr Gewicht auf der einen Seite war und der Baum so wenig **Zuneigung** für die andere Seite entwickelt hatte, begriff er auch nicht, dass er **Balance** suchen musste, er tanzte wild in die Richtung seiner prächtigen Zweige und neigte sich gefährlich schräg, während er immer noch in diese Richtung weiterwuchs. Da krachte etwas in ihm, er spürte einen Schmerz, wie ein Riss, und er neigte sich noch ein Stück weiter, jetzt so schräg, dass die Äste nicht mehr in die Höhe zeigten, sondern fast waagrecht zur Seite. „Was ist passiert?“, fragte er voller Schreck. „Wir können dich kaum noch halten“, gaben ihm seine Wurzeln zur Antwort. „Oh was kann ich tun?“ „Lasse deinen langen Äste zur Erde wachsen, so dass sie einen Bogen bilden und dich stützen können.“ Oh, dachte der Baum, das ist doch wohl das letzte was ich tun möchte, wie schaut denn das aus, nein, meine Bestimmung ist es nach oben zu wachsen, Schräge hin Schräge her, so schräg wie ich bin, will ich doch weiter nach oben wachsen. Sprach´s und tat´s, richtete sich wieder nach oben, ohne zu merken, dass er immer mehr aus der **Balance** geriet.

Eines Tages sprang eine kleines Eichhörnchen auf eines seiner Astenden, nutzte es als Sprungbrett, der Ast wippte und verfring sich im Unterholz – so nah war er schon bei der

Erde. In dem Moment krachte es wieder, und voll Schreck stütze sich der Baum mit diesem Ast auf der Erde ab. Und merkwürdig – er fühlte ein wunderbares, nie gefühltes Gefühl von Stärke. Er holte noch ein paar andere Äste dazu und begann sich in die Erde zu stemmen.

Oh wie gut das tat, seine Wurzeln seufzten vor Erleichterung, und seine Äste dehnten und streckten sich und er begann sie in einen schönen Bogen hineinzuförmern. Und ganz allmählich begann der Baum sich neu zu sortieren, einige Äste wollten wie Luftwurzeln in Mangrovenwäldern auf die Erde, einige Äste waren alt geworden und lösten sich im Wind von dem Baum, um neuen Trieben Luft zu machen. Andere Äste wuchsen weiter ins Licht, und die Seite, die zuvor im Schatten war, hatte jetzt viel Luft und begann das Licht zu genießen, dehnte sich dem Licht zu, und auch hier begann wieder neues Grün zu wachsen.

Der Einseitenbaum war zum Oasen- Baum geworden, er bildete einen wunderbaren Bogen, der eine Art Höhle formte, ein großer Raum, der Schatten spendete im Sommer und Schutz vor Regen und Wind, so dass die Kinder der Umgebung zum Spielen hierher kamen und die schönsten Spiele erfanden. Auch die Tiere kamen alle wieder und nisteten und spielten in dem Oasen-Bogen-Baum.

Und der Baum selbst? Er fühlte sich wohl wie nie in seinem Leben, alle Seiten von ihm kamen zum Leben, er war wunderbar in Ordnung und damit rundherum einzigartig und besonders.

Das Hündchen

Ein tolles kleines Hündchen war es, Karl genannt Karlchen, aufgeweckt, voll Lebensgeist, neugierig, verspielt, gern gemocht in seiner Familie, er hatte viele Freunde, alles war gut. Es machte sich auch wunderbar auf der Hundeschule, nicht so dass es immer alles sofort ausführte, was man ihm sagte und von ihm wollte, nein, das wäre ja ganz langweilig, manchmal machte es ihm große Freude, so zu tun, als verstünde er gar nichts, obwohl es für ihn sonnenklar war. Ja regelrecht albern, und manchmal beobachtete er mit Wonne, wie sich all die Herrchens und Frauchens vor den Tieren aufbauten und eindrucklichst „sitz“ und „platz“ immer und immer wiederholten – man kann diese Menschen ja wirklich wunderbar dressieren, dachte sich das schlaue Karlchen.

Eines Tages passierte jedoch etwas, das alles verändern sollte.

Es gab wieder eine Hundelektion, er sollte auf den Befehl „bring“ so alberne Sachen wie Stöckchen oder so anschleppen, was ihn wieder mal ziemlich langweilte. Nun war es aber so, dass er, während sein Frauchen eifrig „bring das Stöckchen“ sagte, wieder sein „verstehe ich gar nicht Spiel“ spielte und sich grinsend auf seinen Popo setzte statt loszustürmen. Im selben Moment durchzuckte ihn ein entsetzlicher Schmerz, in seinem Kopf machte es ring bring sing ding sting, er heulte laut auf, es brannte höllisch – armes Karlchen, er hatte sich auf eine Wespe gesetzt, die ihn gestochen hatte – er wollte diesem Schmerz davonrennen, peitschte wie wild durch die geordneten Hunde, alles um ihn rum schrie und wollte ihn aufhalten. Irgendwann ließ der Schmerz ein wenig nach, Karlchen wurde eingefangen, ausgeschimpft, denn niemand verstand so recht, was in ihn gefahren war.

Nun, man weiß, ein Wespenstich kann sehr weh tun, aber irgendwann verheilt auch das Allerschlimmste. Manchmal scheint es jedoch so, dass irgendwie der Stachel stecken bleibt, irgendwo in der Seele, und so scheint es bei Karlchen zu sein. Fast alles wurde wieder gut, Karlchen wieder der Hund wie zuvor, klug, alles klar, Karl, er wurde sogar bereiter, den Befehlen zu folgen. Doch etwas ging gar nicht: bei dem Befehl „bring“ machte es in Karlchens Kopf ring sting sing bring ting und er konnte gar nicht anders als wie verrückt umher zu rennen, zu jaulen und die verrücktesten Sachen zu machen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was das einfache Wort „bring“ zu bedeuten hatte, man hätt ihm genauso gut sagen können: tanze eine fünfeckige lila Tomate mit Rüssel – oder lakulomiflubakundabiki – es wäre aufs Gleiche rausgekommen. Oder vielleicht auch nicht, weil wenn jemand lakumofl... gesagt hätte, hätte Karlchen vielleicht seine Untertassengroßen versteh ich nicht Augen gemacht, aber wäre nicht in diesen Ausnahmezustand geraten.

Nun, keiner verstand, am wenigsten Karlchen. Und da es ihm furchtbar peinlich war und er sich ganz arg schämte, dass er etwas so gar nicht verstand und dass er so durchdrehte, wollte er sich ganz besonders anstrengen. Und seine Familie wollte natürlich mit dem Wort „bring“ ganz besonders mit ihm üben... doch je mehr man übte, desto öfters gab es eine Katastrophe. Stefanie, ein kleines Mädchen, die kleinste in der Familie, stand oft dabei, wenn das passierte. Sie durfte sich nie in die Erziehung mit einmischen, doch war sie es, die Karlchen nach solchen Malheurs oft wieder beruhigte und tröstete. „Sei nicht traurig Karlchen“, flüsterte sie ihm ins Ohr, wenn er völlig erschöpft und verzweifelt war. „Man kann ein wunderbares Hundleben haben, ohne dass man Stöckchen holt.“

Das machte Karlchen doch ein wenig Mut, obwohl er insgeheim dachte, dass es doch ganz wichtig sei für einen Hund, Stöckchen zu bringen, und konnte sich ein Leben ohne Stöckchen zu bringen mittlerweile nur schwer vorstellen. Außerdem gab es das Hundediplom nur mit

Stöckchen-bringen, das war eine vorgeschriebene Lektion, auf der bauten dann auch ganz schwierige Sachen wie einen bestimmten Gegenstand aus einem Versteck holen und bringen auf. Und er wusste doch auch einfach ganz genau, was er zu tun hatte. Es war wie verhext.

So verzweifelten alle, bis auf die kleine Stefanie, die Karlchen streichelte und tröstete, und mit ihm begann, das Gnirb-Spiel zu spielen. Denn Steffi hatte eine merkwürdige Angewohnheit. Sie sprach die Worte oft rückwärts aus. Eines Tages sprach sie einfach: Gnirb ned llab, Nehclrak – und Karlchen, dem Rückwärtssprechen überhaupt nichts ausmachte, er war ja ein kluges Karlchen, verstand als einziger in der Familie, was das hieß, und brachte der kleinen Stefanie den Ball und legte ihn ihr in den Schoß. So spielten sie mit Wonne ihr Spiel, leicht und mühelos. Wenn aber der Weg in die Hundeschule anstand, verdunkelten sich schon Karlchens Augen, und immer wieder das Gleiche – bring sting ring ting, es war wirklich zum Verrücktwerden. Und nicht nur in der Hundeschule, auch zu hause, wenn man mit ihm üben wollte, das Wort ´bring´ löste ein Feuerwerk in seinem Kopf aus, und alle wollten schon aufgeben.

Niemand schien zu bemerken, was ein kleines Mädchen und ein kleines Hündchen zusammen spielten. Karlchen konnte die schwierigsten Sachen bewältigen, die Stefanie ihm aufgab – gnirb rim nenie lefföl sua red edalbhcs – und Karlchen lief in die Küche, zog die Schublade auf, holte einen Löffel heraus und legte ihn Stefanie in die Hände. Niemand sah oder wollte sehen, selbst Karlchen nicht, er war zutiefst überzeugt, dass er kein Bringehund war, eher ein verrückter Hund, und war tief verzweifelt. Was er alles konnte schien niemanden zu interessieren, am wenigsten ihn selbst, er und alle anderen sahen nur, was er nicht konnte.

Eines Tages, es war der Tag der Prüfung, durfte auch Stefanie mit auf den Hundeplatz. Als der Befehl ´bring` wieder anstand, flüsterte sie Karlchen den Rückwärtssatz in die Ohren: gnirb sad nehckcötS. Und Karlchen war so froh über die vertraute leise beruhigende Stimme, dass er bring sting ring gar nicht wahrnahm, sondern einfach wie im Spiel losrannte und Stefanie das Stöckchen brachte. Und so ging das die ganze Prüfung weiter, ohne dass auch nur ein einziges Mal bringringsting in Karlchens Kopf schallte Gnirb IraK, IraK gnirb und Karlchen brachte und brachte – er brachte ein paar andere Dinge als der Prüfer sagte, das lag daran, dass Stefanie Dinge wie Zollstock oder Ball ganz uninteressant fand, sie wollte manchmal ganz andere Dinge haben, etwa ein Gänseblümchen oder eine Taubenfeder. Und Karl brachte alle und alles. Manches stimmte mit dem Prüfer überein, anderes nicht. Es war nicht so wichtig. Er schaffte dennoch sein Hunddiplom, die Familie war stolz auf ihn. Keiner probierte danach jemals wieder den Befehl ´bring` – aber mit Stefanie spielte er noch lange sein Gnirbspiel.

Lore Lay

Es war einmal ein Fischer. Und nein, er war nicht arm, er war auch nicht reich, und doch war er arm. Er war viel ärmer als er sich glaubte, denn er fühlte sich sehr reich, und war doch auch reicher als er wusste. Reich weil er einen Schatz hatte. Er fuhr jede Nacht zu dem Felsen der in den Fluss hineinragte, ankerte dort seinen Kahn und ließ sich auf den Wellen schaukeln, legte sich auf den Boden seines Schiffchens und blickte zu dem Felsen empor. Es gab keine Zeit in seinem Leben, in der er nicht nachts zu dem Felsen fuhr und emporblickte.

Das genügte ihm, mehr brauchte es nicht, mehr wollte er nicht. Das nächtliche Emporblicken war ihm genug. Es füllte sein Sehnen. Wie Gold die Schatztruhe füllt.

Und wenn der Mensch sich sehnt und in seine Sehnsucht seine Träume flicht und sich selbst in sein Sehnen und Träumen hineinwebt, dann fühlt er sich reich, kann er doch jederzeit in seine Schatztruhe greifen und träumen.

Manchmal, ganz selten, dachte er für sich, er wolle den Felsen eines Nachts erklimmen. Doch er erklimmte ihn nie. War es die Angst zu stürzen? Oder eine von vielen anderen möglichen Ängsten? Man kann mutmaßen. Doch er kletterte nie. Er kletterte nicht auf diesen Felsen und auf keinen sonst, nein, er lag Nacht für Nacht in seinem Kahn und fühlte sich reich nur im Emporschauen. Und hätte er nicht doch ein wenig Fische fangen müssen, so wäre er auch Tag für Tag dort gelegen. Da es um den Felsen herum nicht sehr reich war an Fischen, musste er tagsüber immer ein wenig wegfahren, was er ungern tat, nur wegen der Fische eben. Wenn sein Tagwerk getan war, kehrte er so schnell wie möglich zurück zu dem Felsen.

So fragt man sich, wie sich manche fragen – was ist mit diesem Fischer, was tut er da? Wo ist sein Ziel, wohin geht er in seinem Leben? Manche fragten sich das, doch der Fischer fragte das offenbar nie.

Er fuhr des Nachts zum Felsen und des Tages fing er Fische.

Wenn er einen besonders großen Fisch fing, verkaufte er ihn nicht sondern brachte ihn nachts mit zum Felsen. So war es mit allem, was er als besonders empfand. Wenn er eine schöne Melodie entdeckt hatte, brachte er sie nachts mit und piffte sie leise, sachte, kaum hörbar. Wenn er eine schöne Feder fand, nahm er sie mit zum Felsen und pustete sie in die Luft. Er wusste nie wirklich, ob seine Gaben bemerkt wurden, doch das war ihm einerlei. Wichtig war, dass die Dinge besonders waren, wenn er sie in die Nacht mitnahm, und er sich dann besonders fühlte und reich. Anderntags war der Fisch nicht mehr zu essen, die Melodie nicht mehr zu pfeifen, die Feder weggetrieben, doch das war egal, gab es doch wieder die Nacht, in der die Dinge besonders wurden und er sich gut und besonders und reich fühlen würde.

Er führte ein einsames Leben, so würden andere Menschen sagen, wie arm er doch ist, hat nichts als seinen Kahn, hat keinen Menschen, keinen Freund, ist immer auf dem Wasser.

Eigentlich wussten sie nichts von ihm, oder nur sehr wenig, und sie wussten auch nicht, dass er so reich war, denn das sah man ihm nicht an, dass er immer in seine Schatztruhe griff des Nachts. Weil die Menschen ihn so wenig kannten, fragte auch keiner die Fragen, die man sich ja wirklich fragen kann: Was um aller in der Welt ist denn dort oben auf dem Felsen? Und was würde aus dem Fischer, wenn er keinen Kahn mehr hätte, um nachts zu dem Felsen zu fahren? Wirklich wichtige Fragen. Und doch machen auch wirklich wichtige Fragen eigentlich nur Sinn, wenn jemand sie ernsthaft stellt und sich jemand ernsthaft um eine Antwort bemüht. Und das tat der Fischer nicht. Und andere taten es auch nicht.

Er kletterte nicht. Er zerschellte auch nicht, wie manche Märchen und Mythen ja manchmal zu berichten wissen. Nein, er lag nur nachts in seinem Kahn und schaute empor, kein wirklicher Stoff für Geschichte oder Märchen, oder? So eben wie die See, die an der Oberfläche ruht und unter sich eine unerforschte Tiefe birgt. Unbekannte Tiefen jedoch sind oft Anlass genug für Märchen und Mythen. Vielleicht wäre an dieser Stelle eine Frage entscheidend: Fischer, was treibt dich dazu, Nacht für Nacht mit deinem Kahn dorthin zu fahren und in die Felsenhöhe zu blicken?

Kann man den Fischer dazu bringen, sich auf die Suche nach Antwort zu begeben?

Er fühle sich reich. Das wissen wir bereits. Doch wodurch und warum? Erst Stille statt Antwort. Dann doch leise: Ich sehne mich. Auch das verrät uns bereits die Geschichte. Wonach? Und was macht daran reich? Schwärmen und Leuchten in seinem Silberblick gen Felsenhöhe statt einer Antwort. Man selbst sieht sich jetzt doch verlockt, auch einmal in diese verheißungsvolle Höhe zu schauen – doch das Echo eigenen Schauens ist nur das schroffe Gestein.

Fischer Fischer, wie tief ist das Wasser? Eine andere Frage fällt hier nun wirklich nicht mehr ein.

Der Fischer verwirrt, sein Blick entsilbert, seine Gedanken verwirrt. Dass es hier, unter dem Felsen in der Höhe, auch eine Tiefe des Wassers gäbe, das ist nun eigentlich keine in Frage kommende Frage, doch einmal gefragt, löst sie plötzlich Wellengang aus. Der Kahn schaukelt, der Fischer erbleicht, die Tiefe vertieft sich, wird Echo der Höhe. Im Fragenden vertieft sich die Angst – magst du nicht wieder ein wenig in die Höhe blicken, lieber Fischer?

Der Fischer erstarrten Blickes, gebannt von der Tiefe des Wassers, die Antwort bleibt aus.

Fischer Fischer, wie viele Schwielen gibt es an deinen Händen?

Eine Frage der Not.

Langsam beginnt der Fischer seine Hände zu seinen Augen, seine Augen zu seinen Händen zu bringen, irgendwann in einer Ewigkeit treffen sie sich und beginnen zu kommunizieren. Mag es Höhen der Felsen geben, mag es die Tiefen des Wassers geben, jetzt sieht man einen Fischer, der seinen Händen zu lauschen scheint. Das erste Mal, seit wir ihn kennen, geht sein Blick nicht nach oben zu dem Felsen, sondern liegt auf etwas anderem, auf den eigenen Händen, während die See sich wieder etwas zu beruhigen scheint.

Sollte eine nächste Frage ihn dabei stören? Warten wir doch ab. Lassen wir ihm die Zeit.

Und schauen, was da passieren will.

Das Pferdchen Regenbogen

Es war einmal ein schönes kleines Pferdchen, das hieß Regenbogen, weil es mit ganz vielen Farben geboren war, doch geschah ihm als ganz kleines Pferdchen, dass es in eine Kohlegrube kam und schon früh hart arbeiten musste. So färbte sich sein schönes buntes vielfarbiges Fell ganz schwarz, und keiner, am wenigstens es selbst, wussten noch von seinen vielen Farben.

„Ich bin ein schwarzes Pferdchen“, dachte es, wenn es sich mal in einer Pfütze sah, doch so eigentlich gefiel ihm das gar nicht, was es da so sah. Daher waren auch die Gedanken des Regenbogenpferdchens eher schwarz, auch seine Gefühle, auch seine Augen, weil es immer nur die schwarzen Scheuklappen und alles übrige in Schwarz sah.

Eines Tages jedoch wurde die Kohlegrube geschlossen, und Regenbogen wurde hinauf ins Helle gebracht. Niemand wusste so recht wohin mit dem schwarzen Regenbogen, und so brachte man ihn auf irgendeine Weide. Am wenigstens wusste nun Regenbogen selbst, was es so anzufangen hatte. Stand da ein bisschen rum, trabte hierhin und dorthin, wieherte und rief und fühlte sich sehr sehr allein. Aber er war gar nicht alleine – tatsächlich gab es auf der Weide noch andere Pferde. Die kamen an und wollten wissen, wie Regenbogen hieß. „Ich bin Schwarz“, sagte Regenbogen, und mehr sagte es nicht und ging davon. Er wollte lieber alleine sein.

Eines Tages kam ein langer Regen, es regnete über Tage und Wochen, und die Pferde standen ganz nass auf ihrer Weide. Ganz allmählich und erst unmerklich löste sich der Kohlenstaub aus dem Fell von Regenbogen, der immer noch so alleine stand und ganz schwarze Gedanken und Gefühle hatte. Mit jedem weiteren Regentag aber kam sein natürliches Fell hervor, und dank der guten Grases begann es bald in allen Farben zu leuchten, und so gab es eines Tages, als der Regen ein bisschen aufhörte und die Sonne sich zeigen wollte, das wunderbare Bild eines Regenbogens am Himmel, und davor stand Regenbogen, das Pferdchen, in seinem wunderbaren Regenbogenfell.

„Oh“, sagten die anderen Pferde, „guckt doch mal – wie schön du bist, und wie viel Farben du hast, wie der Regenbogen. Wir wollen dich Regenbogen nennen.“ Regenbogen guckte mit Augen, die noch ganz dunkel taten, hörte, was die anderen Pferde sagten und hörte es doch nicht. „Was soll der Quatsch?“ dachte er bei sich. „Lasst mich doch in Ruh.“ Und stellte sich weiter weg. Da kam ein Hund vorbei, blieb ehrfürchtig stehen und sagte „Och bist du aber schön!“ – „Was haben die alle nur?“ dachte sich Regenbogen ärgerlich und trabte weg.

Doch egal wo er sich hinstellte, er war ein besonderes Pferdchen und besonders anzusehen, so dass jeder ihn anschauen und etwas sagen wollte. Jeder freute sich an ihm und mit ihm, nur Regenbogen selbst wurde immer wütender, weil er nicht wusste, wovon die anderen alle sprachen. Da kam eine weise Eule vorbei. „Huschu“, machte die Eule, „was bist du denn für ein bunter Wicht?“ Ärgerlich blickte Regenbogen hoch zur Eule. „Jetzt kommst du auch noch damit an - könnt ihr mich nicht alle in Ruhe lassen?“ „Aber aber“ machte die Eule, „was ist denn los mit dir? „Ich bin ein schwarzes Pferd und mache mir meine schwarzen Gedanken, und alle sagen, ich sei ganz bunt, aber damit kann ich nichts anfangen, ich war doch immer schwarz.“

„Aha“ sagte die Eule und schwieg lange Zeit. „Soso.“ sagte sie und schwieg wieder eine lange Zeit. Regenbogen, der auf eine Antwort gehofft hatte, wurde wieder wütend. „Ahasoso und was?“ „Jaaaa“, sagte die Eule und schwieg wieder.

„Ist das alles?“

„Ich muss nachdenken“, sagte die Eule und versank in Tiefschlaf. Oh wie wütend war nun Regenbogen. Doch das half alles nichts - weckt mal eine Eule aus dem Tiefschlaf. Sie schlief und schlief und schlief.

Mitten in der Nacht wachte die Eule auf. „Du musst dir Farben geben lernen.“

„Farben geben lernen? Was meinst du?“

„Du sagst, dass du immer schwarz fühlst. HMMMM. Aber was ist etwa, wenn du wütend bist? Was für eine Farbe fühlst du dann? Auch schwarz?“

„Wenn ich wütend bin? Keine Ahnung. Darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

„Dann tu das und komm wieder!“ Gähnte die Eule und schlief weiter.

Regenbogen stand auf seiner Weide und fand die Eule schrecklich doof. Und wurde wieder richtig wütend. Welche Farbe hat die Wut? Da kamen wieder die anderen Pferde, nannten ihn Regenbogen, und er wurde nun noch viel wütender, so wütend dass er nur noch rot sah – rot, das ist es! „Rot, Eule die Wut ist rot!“ Eule kam dafür doch extra aus dem Schlaf „ja prima,“ Regenbogen bekam ein dickes Lob, und war richtig stolz darauf. „Und jetzt schau mal, welche Farbe hat dein Stolz?“ fragte die Eule gleich weiter. „Oh das ist aber schwer – schwarz ist er nicht, rot ist er auch nicht – keine Ahnung“. „Schau dich um, welche Farbe gefällt dir im Moment am meisten?“

Regenbogen sah sich und sah erst gar nichts. Dann fiel ihm das Königsblau des Himmels auf. „Blau gefällt mir,“ meinte er. „So fühle ich mich gerade!“

Regenbogen wuchs ein bisschen zu dem Himmel hin und bekam langsam Spaß an diesem Spiel. Er merkte, dass er Hunger hatte und sich auf die saftige Wiese freute, und das war für ihn ganz grün. Und dann stand er in der Dämmerung, döste für sich hin war ganz friedlich – das fühlte sich violett an, vielleicht weil der Himmel gerade so war. Und als er am nächsten Morgen aufwachte, sah er in einen hellroten Himmel, das machte ihn ganz glücklich. Und er konnte gar nicht genug bekommen, den Momenten in seinem Leben eine Farbe zu geben, und er begann sogar diese Farben im Spiel wie ein bisschen stärker zu machen und auch ein bisschen blasser, wenn er wollte. Alles war vorher auch da, er hatte nur nie darauf geachtet.

Jetzt war es so, dass all das Schwarze zwar auch da war, nur achtete er nicht mehr so soviel darauf. Wenn jetzt die anderen „Regenbogen“ riefen, konnte er aus vollem Herzen antworten, ja, jetzt war er Regenbogen, das Pferd der Farben.